

### Des Kranken Recht auf Wahrheit

Von Hermann Vahr

Der Verfasser ist der Ansicht, daß sein Thema wertig ist, diskutiert zu werden. Wir wollen also eine Anzahl Leserbriefchen einholen und in der nächsten Nummer veröffentlichen. Die Redaktion

Als ich zum letzten Mal bei Mainz war, fünf Tage vor dem Ende, lag er ganz still, eingeschlacht und gleichsam in sich hinein zusammengesunken, und nur seine Hand, die sich um mich herum lag, regte sich noch ein wenig. Ich sah an seinem Bett und begann, wie mir ein Gedanke gekommen war, gleich davon, daß er ja nun die böse Mächte des Morphiums bald überwinden hätte, dann wird wieder alles gut sein. Es war nämlich unter uns verabredet, ihm dies vorzuliegen, niemals wurde der Name seiner Krankheit ausgesprochen. Alle die Monate her hatten ihn die Freunde beteuert, er werde bis zum Herbst wieder hell sein, und er selbst hat ihnen dabei, man sah ihn an, daß er sich Mühe gab, es zu glauben oder doch uns glauben zu machen, daß er es glaube. Nun aber, indem ich davon sprach, da schlug er die Augen auf und sah mich an, sein Blick war groß und ein letzter trauriger Spott war darin und Müdigkeit von langem Dürben und die Frage: Wozu? Der Blick traf mich so stark, daß ich nichts mehr sagen konnte, und ich schämte mich. Es kam mir da so jämmerlich abwärts, noch immer zu süßen, abwärts und, um es ganz auszusprechen, schlecht. Und wäre ich nicht seig gewesen, ich hätte lieber seine Hand genommen und ihm noch einmal gesagt, was er mir all die langen Jahre war, und wie weh, daß wir uns jetzt trennen müßten. Aber ich war feig, man ist wohlzulegen. Das Gerkommen will, daß wir die Kranken betrogen. Ihnen soll ein Trost sein, und uns ist es auch bequemer.

Dieses letzten Blick kann ich nicht vergessen und immer muß ich denken, es war nicht recht von uns. Aber dies muß jeder bei sich selbst entscheiden. Und wir legen zu nicht nur ihn an, wir legen uns selbst an, als ob diese Frage die Kraft hinterlassen, sich mehr zu ... und ein Wunder zu tun. Wir hätten uns noch an dem letzten Sonntag gefast, daß die Ärzte ja nichts wissen. Damit und noch lautenbach mögen wir es vor unseem Gewissen befriedigen.

Aber jetzt muß ich allgemein sprechen. Nicht mehr von Mainz, nicht von seinen Anverwandten und Freunden, nicht von seinen Ärzten. Diese haben die Sünde befohlen und die Einzeln hat keine Schuld an der allgemeinen Sünde. Es läßt mich aber nicht, ich muß es sagen: dies ist eine löbliche Sünde, und während sie es lieblich und voll Erbarmen meint, ist sie grausam und unmenslich. Es sieht dem Arzt nicht zu, den Kranken, der sich ihm anvertraut, zu täuschen. Der Arzt ist dem Kranken die Wahrheit schuldig, nach seinem besten Wissen. Der Kranke hat ein Recht, vom Arzt zu hören, was der von ihm hält und für ihn fürchten muß oder noch hoffen kann. Wenn jemand über Schmerzen klagt und der Arzt, von dem

er sich unterzucht läßt, sich zu sein glaubt, mit der ja höchst dubiosen Sicherheit des ärztlichen Wissens, daß dieser Kranke nicht mehr zu retten ist, vielleicht aber, wenn er operiert wird, und es glückt, noch über eine Strecke des Daseins fortgerückt werden könne, so will es das Gerkommen. Daß der Arzt die Krankheit nicht nennen, sondern die Furcht des Kranken mit irgend einem tröstlichen Namen beschönigen und ihm Hoffnung machen soll, damit durch die Operation, zu der ihm der Arzt rät, erlöst zu werden. Wenn sich nun also der Kranke zu dieser Operation entschließt, so geschieht es auf eine Weise hin. Er läßt sich in der Meinung operieren, dadurch geheilt zu werden, während der Arzt weiß, daß er nicht mehr geheilt werden kann. Es wird Menschen geben, die sich operieren lassen, auch wenn sie wissen, daß sie nicht geheilt werden können, weil ihnen sein Preis zu hoch ist für einen Tag des lieben Sonnenlichts auf unserer Erde. Und andere wird es lieber sein, den Tod an der Türe nicht aufzusuchen. Dies hängt von der Menschenart des Kranken ab und darüber hat kein beller Freund Urteil, geschweige der Arzt. Und je mehr es ein Mensch ist, der erkannt hat, daß es seinen eigentlichen Wert ausmacht, des Lebens ganz inne zu werden und was das Schicksal ihm zugewiesen hat, nicht bis zu erliegen, sondern versucht zu erfüllen, je selbst zu gestalten, desto schmerzlicher wird es für ihn sein, wenn er zuletzt doch erkennen muß, daß er betrogen worden ist. Wahren Menschen ist alles erträglich, nur eins nicht: von ihrem Schicksal überfallen zu werden. Ich müde mir zu, einen angelegten Tod gefassen erwarten zu können, und dann mir denken, daß diese Zeit, während ich ihn langsam aus der Welt heraustritt und ich immer näher an mich herankommen werde, schön und friedlich und von Erkenntnis langsam beglückt werde. Aber das Ungehörige, wenn ich plötzlich gewahrt werde, gleichsam mein eigenes Sterben verjagt zu haben, mag ich mir nicht ausmalen. Was ich als notwendig erkennen kann, schreie ich nicht, denn was ich als notwendig erkenne, will ich selbst und so bin ich auch im Tod noch mein eigener Herr. Nur so viel ist das Leben mir wert, als ich es bewußt selbst mit meinem eigenen Willen begleite kann.

Mancher mag anderer Meinung sein, aber dahin werden wir uns einigen können, daß es nicht irgend einem Arzt zukommt, willkürlich zu bestimmen, wie viel er dem Kranken eingeschoben oder verschwiegen will. Ist es ein Kranter, der meint, es sei besser für ihn, mit Lügen getötet zu werden, so kann er es dem Arzt ja sagen. Aber wenn er dem Arzt nicht ausdrücklich sagt, er verlange nichts über sich zu wissen, sondern nur alle Hilfe, die die Kunst des Arztes noch für ihn hat, so gar, wenn er in den Arzt bringt, ihm die Wahrheit zu sagen, um selbst, so lange es noch Zeit ist, alles bestellen und dem eigenen Schicksal noch die Hand reichen zu können, dann weiß ich kein Wort stark genug gegen einen tugendhaften Arzt. Ich empfinde nichts so bestimmt, als daß sich kein Arzt herausnehmen darf, eines anderen Vornahme zu sein. Und jedes andere Recht will ich eher lassen als dieses eine, selbst zu bestimmen, was für mich gut und was für mich schlecht ist. Es ist mir unerträglich, auch nur ein kleines Kind anzuliegen, und wozu zu seinem Besten. Und lieber will ich das Schicksal tragen müssen, aber mit offenen Augen, als blind durch die Hand eines fremden Hand zu gehen.

### Richard Strauß — ein Kaufmann?

Richard Strauß hat zu den Verhandlungen über die Dresdener Aufführung des „Rosencavaliers“, die nun endlich für Anfang Dezember festgelegt worden ist, in einem offenen Brief das Wort ergriffen. Der Strauß, dem Komposition von „Des Heiden Wiederkehr“ kennt, wird beim Lesen dieses Briefes sofort gelassen haben, daß er nicht von Strauß ist. Die diplomatische Feder eines Angen Mannes, der die schmerzliche, verarmungsbedingte Rolle des Dramatikers zwischen Autorverehrung und Bühnenleitern überkommen hat, ist es nicht, und sorgte so dafür, daß es nicht zum offenen Bruch kam.

Im wesentlichen handelt es sich in diesem Brief um eine äußerliche Darstellung der Verhandlungen in Dresden und um die Darstellung der Motive, die Strauß zu seiner überaus ungewöhnlichen Forderung veranlaßt haben. In beiden Punkten erweist Strauß der Öffentlichkeit gegenüber als der Besiegte. Er hat nach der Abgabe des großen Schech wieder vermindert lassen und hat mit Dresden einen Vertrag geschlossen, in dem er von seiner Garantieforderung bezüglich „Salome“ und „Elektra“ zurückgetreten ist. Er hat auch rein künstlerischen Erwägungen Forderungen gestellt und ist dafür in der Öffentlichkeit als „Mäurer und Kunstkaufmann“ gebrandmarkt worden.

In beiden Punkten ist aber das Recht auf Seiten von Strauß. Wenn auch an den Forderungen nichts mehr zu ändern ist, ist es doch nur eine Forderung der Gerechtigkeit, einmal Strauß kontra Strauß ins rechte Licht zu setzen, zu dem und Fremden eines ethischen Kampfes zwischen Autoren und Bühnenleitern.

Denn dieser Kampf, der darauf hinausläuft, einen Normalvertrag und sogenannte Aufführungsbedingungen zwischen Autoren und Bühnenleitern zu schaffen, hat die Eingetragene des „Rosencavaliers“ erst zu einer prinzipiellen gemacht. Dieser Kampf hat auch den Inhalt des großen Schech veranlaßt, dessen Verlauf hier näher beleuchtet werden soll.

Graf Seebach hat bekanntlich öffentlich voller Empörung erklärt, daß Strauß Abmachungen, die in unbilligen Gebräuchen verodert wurden, nicht als für beide Teile bindend angesehen habe, und daß er es ablehne, sich Strauß gegenüber auf den Reichshauptplatz zu stellen. Da Strauß in den Worten des Grafen Seebach über sich ergehende Äußerung, hat er einmal geschrieben, wenn man in unbilligen Äußerungen das Wort gefunden hat, und wer der unterliegende Teil war, wenn es sich um die Festsetzung des Reichshauptplatzes handelte.

Nach viermonatlichen Vorverhandlungen über die Vorführung des „Rosencavaliers“ in Dresden war die Angelegenheit so weit gediehen, daß der Vertrag abgeschlossen werden konnte. Der Vertreter von Strauß, der junge Fürst, fuhr Anfang Juni nach Dresden. Dort legte ein hoher Beamter der Intendantur gemeinsam mit dem Verleger und Geheimrat Schuch die Abmachungen in einem schriftlichen Protokoll nieder und bringt dieses dem Intendanten in das benachbarte Arbeitszimmer. Ergänzend Seebach läßt den Verleger und Geheimrat von Schuch zu sich bitten und erklärt beiden, daß er mit den protokolliert niedergelegten Abmachungen einverstanden sei. Die beiden Herren, die nicht schweigsam sind, telegraphieren darauf nach Garmisch mit besten Glückwünschen über den wohlgeglungenen Vertragsabschluss.

### Theater Die Webedinds

Damit sind nicht bloß Herr Frank und Frau Lily Webedind gemeint, sondern auch der jüngere Webedind von 1899 und der wesentlich ältere Webedind von 1908, der lachende und der weinende Dichter, der Betenener und der Schauspieler, der Autor des „Liebesdrögen“, einer Grotteske, die das kleine Theater vorzüglich als „Schwank“ bezeichnet, und der Autor der „Jensur“, die sich „Theobald“ nennt und teils mehr, teils weniger ist. Sie hatte den Vortritt und entsprach den ungesund gesteigerten Erwartungen. Die Lust war ihm voll der Begier nach außerordentlichen Reizen. Es zog ringum nach Senjonia; und als Frank Webedind gleich am Anfang von einem Theaterkritiker allerhand interessante Dinge erzählte, die sich auf keinen andern Theaterkritiker als Frank Webedind beziehen konnten, begann ein wilder Wetlauf zwischen der Selbstentwöhnung des Dichters und der Auffassungsgabe des Publikums, in dem es das Publikum nicht schwer hatte, Sieger zu bleiben. Webedind macht, weiß Gott, kein Geschäft aus seinem Leben, aus seiner Ehe, aus seinen Kunst, aus seinen Glaubensnäten. Er breitet alle denkbare Offen vor uns hin. Er nennt sich zwar Walter Buridan; aber das ist auch das einzige Angehörnis an die gute alte Lieberlieferung der Poeten: ihre Erblichkeit zu objektivieren und zu symbolisieren. Warum tut er nicht den letzten Schritt und nennt den Doktor Walter Buridan in aller Ehrlichkeit Frank Webedind? Buridan ist die eine Figur mit der Seele des Dichters, die durch die Werke aller mutigen Betenener geht. Bei Byron heißt sie Manfried oder Lesart oder Wazepa. Bei Goethe heißt sie nun, das will ich jetzt) weiß der Abonnent. Bei Webedind heißt sie Marquis von Heßler oder Nicole oder Karl Getman oder eben Walter Buridan. Der hat wieder einmal die Aufgabe — nicht: mit der Jensur um die Bühne der Pandora zu ringen, sondern: das Reich, das sich die Menge von Frank Webedind gemacht hat, richtig zu stellen. Für diese Menge war oder ist Webedind noch heute der Wankelgänger, der Aristokrat, der Blasphemier, der Synkrit, ein Clown, der bald grinst und bald weint, und er keineswegs immer zuverlässig unterrichtet läßt, was er gerade tut, und dessen Tränen man je nach Meinung für Tränen des Herzes oder des Krotobills halten kann. Man hat sie, so erklärt uns Webedind durch Buridan, durchaus für echt zu halten. Bor auch steht einer, der sich maßlos quält, bei dem Gott im Himmel und dem Gott in seiner Brust, so heißt wie Vektorophon mit der Chimäre kämpft. Das wird so trübsinnig vorgetragen, daß ein Zweifel an der Wahrheit dieser Empfindungen und dem Ernst dieses Kampfes gar nicht möglich ist. Und es wird nicht nur verdammt, sondern leider sehr überzogen dargestellt, daß Webedind weit wichtiger als die Kunst die Religion geworden ist. Es sieht wohl nichts anderes übrig. Auch jener Vektorophon sei einmal auf dem Paganis, und dieser Paganis hat auch unser Dichter eines Tages unzufällig abgeworfen. Seitdem preigt er. Er wird vergrößert sich immer mehr der hohe Geist in seinem Gehirn, der schon früher seiner Schöpfungen zu nichts als phantastischer Punkt und galemal Epur hat werden lassen. Es ist jener „hohe Geist im Gehirn“, von dem Goethe einmal spricht: „... eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abbildet, wo denn auch in Auge ein Gleiches ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders

aufmerksam, so ahnt er Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Un Dinge sind und weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nachräumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfallen.“ Dieser hohe Geist in Webedinds Gehirn hat von jeder über viele Geschäfte seiner Einbildungskraft dicke Verankerungen gebreitet. Verankerungen, die seine Gestalten häufig zu Schemen machen, die sie in trübe Wolkenphantome verwandeln. Verankerungen, die den Sinn mancher Worte unüberwindlich verhalten, und die verhalten, daß die Begriffe, wie bei Hegel, nur sich selbst, nicht und bewegen. Diesmal ist es besonders schlimm. „Jensur“ ist, mir wenigstens, lächerlich ganz unverständlich. Dabei sind es nicht etwa die liebenswürdig schlichten Sätze der Dichtungen, sondern gerade in den dramatisch erregten Szenen knappe und scharfe Repliken, deren Zweck und Inhalt dunkel bleibt. Um sie zu verstehen, muß man vielleicht in Webedinds Tage- und Szenen noch eingeweiht sein, als es selbst ein berliner Premierpublikum ist. Es sieht die düstern Selbstwürde Frank Webedinds, der plötzlich der Welt ein zermalmenes Hand über sich läßt, auf sich beruhen und stellt sich an Platonieren des Dialogs und des Stils. Frau Webedind beteiligt im Vorwort der Vektorophon eine Vorworte, und es entsteht eine gewisse Spannung, ob sie herunterlassen wird oder nicht. Sie trübt sich ohne einen Schlüssel hinterläßt an den schmerzlichen Jenfor deren und bildet einen weithin breiten Hintergrund, von dem sich kein Teilchen um ein zu drängen abseht. In diesem einen Moment liegt der theatralische Ertrag des Religionsglaubens, dessen unbramertes Frau Frank Webedind zu allererst denkt. „Warum zerran Sie denn immer wieder auf die Bühne, was nicht auf die Bühne gehört?“ läßt er in der Theobaldie sich selber fragen. Ein Narr wartet auf Antwort.

Darauf hatte die Grotteske oder der Schwank, weil er viel wertvoller ist, einen viel geringeren Erfolg. Man kennt die Vektorophon, auf die er sich aufbaut. Damit ein Webedind seine Wirkung tun soll, darf ein allmächtiger Ruf, während er ihn einnimmt, an seinen Wachen denken und denkt insofern ein nicht anders. Aber diese Vektorophon ist für Webedind nicht ein Kompositionen, das man regelrecht ausbreiten, sondern nur der Anfang, um eine tolle Welt von schmerzlichen Gestalten in Bewegung zu setzen und in Bewegung zu halten. Das hohe kühle Scherz mit jener Vektorophon in solchen Zusammenhang steht, ist kein Fehler, sondern ein Vorzug, in nicht technische Symmetrie, sondern künstlerische Weisheit. Webedinds Trübsinn ist die Unvermeidlichkeit aller Vorgänge. Man fragt fortwährend: Was kommt das zu dem? und trägt um so mehr, je weniger man ergründet, wie hoch zu dem kommt. Kennt der Abonnent Kenntnis dieses Symbols des Kampfes, wo eine gewisse Nummer Drei der Natur in der schmerzlichen Kampf, in all dem Gestalt ihre Qualenfreiheit behält und sich einen guten Kaffee und ein Schicksal zum dem seiner Schicksal rauben läßt? So ist dieses Stück; und es entfaltet seine besondere Natur der Verwirrung im großen und im kleinen. Es schlendert sich mit einer Schwermut vorwärts, die bei einer logischen Ausmalung der Vektorophon nicht zu erreichen wäre. Diese Vektorophon schließt ganz und gar nicht aus, daß es langweilige Strecken gibt. Es sind die Strecken, wo zwar nicht die Wirbelwindberber der Personen, aber der Geist ihres Schimmers ermatet. Die eben noch ostenos die blühenden Klingen des wipigen Werts trugen, können plötzlich, bei unermüdlichem Atem, die Vektorophon in den Händen zu halten. Es wird so sein, daß auf jeder Schloßer fünf Verleger kommen; und das ist vielleicht für Webedinds beste Zeit, aber keineswegs für unsere Ko-

mödienproduktion ein ungünstiges Verhältnis. Wenn eine abgetastete Fregate von zuffischer Jüstin, die zugleich die siebentwändigste Menge gesehen hat, aber verdammt, wie viele sie blind gesehen ist, mit dem Gleichmaß einer abigen Seite gefährt: „Ich hatte ruhig aus, wo Gott mich vor Anker gehen hat!“ oder aber: „Die Jahre haben mich meiner anbetungswürdigen Schönheit nicht beraubt, ohne mich durch eine entsprechende Verkörperung meines Mädchens dafür zu entschädigen.“ — so ist es ein gutes Geschäft, zwei solche Sätze mit fünf Worten zu erklären. Und es wird dadurch zu einem sehr guten Geschäft, daß man diese Sätze von Fräulein Lily Grünung sprechen hört. Sie spricht sie wundervoll getragen und gibt erhellender Licht dazu, nachdem sie vorher ein halbes Dutzend Mal mit den Schritten einer Niebelungen summa über die Bühne geschritten ist. Sie hat Webedinds Grottesken, für den Frauenlieber in der bestänthohst aufgeregt ist, und den Herr Weh so sicher zu beherrichen glaubt, daß er ihm in seiner Selbstzufriedenheit entfällt. Der Grottesken Lebens des Herrn Waldner kam zwar nicht gerade aus der Comedie und von Dornelle her, gelang aber immerhin in eine anständige künstlerische Region, in der Herr Rotmann sich von Anfang an überaus gelinde zeigte. Sobald er in einem unvollständigen Saccato auf die Bühne geschimpft war und die ersten halbherzigen Grunlaute seiner verlassenen Engel von sich gegeben hatte, entstand eine Ungeduld, die nicht ruhig, solange er nicht milt. Seine Komit machte keinen geringen Einbruch, als vorher der Ernst des Schauspieler Webedind gemacht hatte.

Der Schauspieler Webedind ist eine alte Schwärzerei von mir, trotzdem aber weil er gar kein Schauspieler ist. Es ist ein großer Unschick, läßt er in „Halla“ zu sich selber sagen, „ob Sie Ihre Lehren in Ihrer begeisterten Sprache zum Vortrag bringen, oder ob man sie schon auf weiß vor sich sieht.“ Der ungelernete Schauspieler Webedind bann mit der Wucht und dem Nachdruck einer unwiderstehlichen Oppone. Wie erreicht er das? Bei einer bestimmten Rezipit seines Kameraderes, die er sehr ernst sprechen konnte, ist angegeben, daß er sie sehr leicht spricht. Das ist das Kennzeichen für Webedind. Die Prinzipien eines Schändlers sind die Verfeinerungen seiner Schwärze. Webedind hat sich mit anständiger Beherrschung zum höchsten Synkrit ergeben, weil er kein gewöhnlicher Schauspieler ist. Er hat mit der Ungewöhnlichkeit seines Scherzes, mit der Unklarheit seines Gedanges, mit der „Angelegenheit seiner Scherzen und mit der Widerspenstigkeit seines Gedankens zu verwehrt zu kämpfen, als daß die Funktion eines lebendigen Menschen entstehen könnte. Aber er kämpft auch wirklich vergeblich. Das gibt ihm diese ernsthafte Sentenz, die die Publiker vor der Bühne und auf der Bühne hinreißt und vor allen andern seine Frau — wo nicht für, was zu einer bedeutenden Schauspielerin, so doch mindestens für ihn zu einer zuverlässigen Komikerin macht. Es ist nicht die Intimität schauspielerischer Schattenspiele; es ist die Intimität dichterischer Schattenspiele, die mit der Vollendung des Dichters nicht befriedigt ist und sich als jugendliche Metrik fortsetzt. Der Wortkünstler Webedind ist auch auf der Bühne ein Dramatiker des Wortes. Er spricht sehr, so wie die Webedinds zu sich selbst, vor allem bemüht, den Inhalt seiner Rede bringen zu sich zu bringen. Aber wo es nötig wird, glüht die Leidenschaft seiner großen schwarzen Augen auch auf seiner Stimme. Wäger dieser Stimme sind diese Augen seine einzigen schauspielerischen Mittel, und mit ihnen werden geings es ihm ungeschick, sich gemeinlich als sprechend zu machen und das Publikum seines entsetzten Schmerzes zu erreichen Stärke anzuwenden zu lassen. S. 3.